Editionsphilologie als Kulturwissenschaft? Zu einer neuen ›homerischen Frage‹ in der Germanistik

ULRIKE LANDFESTER (St. Gallen)

Man glaubt, es sei zu Ende mit der Philologie –
und ich glaube, sie hat noch nicht angefangen.
Friedrich Nietzsche, Notizen zu ›Wir Philologen‹

I.

Die sogenannte ›homerische Frage‹, wie sie 1795 von Friedrich August Wolf in seinen *Prolegomena ad Homerum* aufgeworfen wurde – die Frage danach, ob *Ilias* und *Odyssee* nicht allein von Homer, sondern von mehreren Autoren verfasst worden seien –, lässt sich angesichts der prekären Lage der Philologie im allgemeinen und der germanistischen Philologie im besonderen heute als Frage danach reformulieren, ob die Philologie ihre disziplinäre Identität noch plausibel machen und damit wahren kann, oder ob sie in dem vom Konzept ›Kulturwissenschaft‹ ausgehenden Sog der Inter- oder Transdisziplinarität dazu verurteilt ist, ihre Identität ebenso zu verlieren wie weiland die Dichterfigur ›Homer‹ die ihre. Dass Wolf unter anderem in seinen *Prolegomena* jene Begründungsarbeit geleistet hat, auf deren Basis auch und gerade die Germanistik gedachte Identität erst entwickeln konnte und so aus der Zersetzung der einen Dichterfigur letztlich die Denkfigur der Einzelphilologie erst hervortrat, präjudiziert die Antwort auf diese Frage nur insofern, als der Scheideweg, an dem die Philologie heute zu stehen scheint, ebensowenig zwangsläufig in den Untergang führen muss, wie sich einst der Zweifel an der alleinigen Autorschaft Homers in der ihm von Zeitgenossen so vielfach übelgenommenen Demontage des lieb gewordenen kollektiven Phantasmas vom blinden Dichtergenie erschöpfte. Gerade diejenige philologische Praxis nämlich, die Wolfs *Prolegomena* ihre Geburtsstunde verdankt, die aus Wolfs Verfahren der Textkritik entstandene germanistische Editionsphilologie, mag sich heute durchaus als Gelenkstelle erweisen, die die Wahrung disziplinärer Identität unter gleichzeitigem programmatischem Anschluss an die fachübergreifende kulturwissenschaftliche Arbeit ermöglicht – als eine Gelenkstelle zumal, an der Disziplinarität und Anschließbarkeit einander gegenseitig bedingen.

Das Problem hingegen, dessen Lösung sich von der Parallelisierung der alten mit einer solchen neuen ›homerischen Frage‹ nicht ohne weiteres präjudizieren lässt, ist ein blinder Fleck, der auch und gerade in der germanistischen Philologie inzwischen zu einer Art Ausweis ihrer Identität ex negativo geworden ist: Der Mangel an jener fachlichen Selbstreflexion, die, obwohl

die Anfänge der Philologie durch sie mindestens ebenso nachhaltig geprägt wurden wie durch die Ausbildung textkritischer Verfahrensweisen, heute weitestgehend aus dem Gesichtskreis der Philologen geschwunden ist. Mit diesem blinden Fleck hat die germanistische Philologie eine Hypothek aufgenommen, deren Zinsen inzwischen eine kaum noch zu bewältigende Belastung im Zahlungsverkehr gesellschaftlicher Wertschöpfung bilden. Zeitweise schien es geradezu anstößig zu sein, die gesamtgesellschaftliche Relevanz germanistischer Arbeit prägnant und überzeugend positivieren zu wollen, ganz so, als sei dem Unternehmen wissenschaftlicher Sinnsuche am Text am besten dadurch gedient, dass der unabschließbare Charakter solcher Sinnsuche in der Außendarstellung des Faches als Verweigerung seiner Gegenstandsdefinition sichtbar gemacht wird. Unter dem Druck ihrer fortschreitenden gesellschaftlichen und inneruniversitären Depotenzierung hat, wie Hartmut Böhme 1997 feststellte, »die Krise, derer [die Germanistik] sich seit 1966 erfreut, [...] zwei verschiedene Therapien«¹ hervorgebracht, die beide in neue Sackgassen zu führen drohen – während die Engführung des Faches einen Boom editionsphilologischer Projekte produziert, die, ganz abgesehen von ihren vergleichsweise enormen finanziellen Volumina, nur in seltenen Fällen tatsächlich auch methodisch innovative Ansätze zur Selbstbegründung des Faches hervorbringen, ist zugleich zu befürchten, dass die Erweiterung des Arbeitsfeldes auf »gegenwärtig alles, was überhaupt in den Geisteswissenschaften zu finden ist«² die Germanistik in dem Maß weiter delegitimiert, in dem sie im Bemühen, schlechthinniger Sachwalter kulturwissenschaftlicher Fähigkeiten zu werden, sich ihrer spezifischen Konturen und damit faktisch ihres Überlebenskapitals begibt.

Gerade dieses Überlebenskapital aber gilt es schon deshalb zu sichern, weil der Identitätsverlust der Germanistik nicht nur diese selbst, sondern – wie dies im übrigen auch alle anderen von der Verkulturwissenschaftlichung der Geisteswissenschaften affizierten Einzelfächer betrifft – die Kulturwissenschaft insgesamt zu einem amorphen Aggregat strukturieter heterogener Beliebigekeitsformationen verkommen lassen würde. Eine Kulturwissenschaft, die ihren Namen verdient, muss von jeder hegemonialen Vereinheitlichung allen Wissens über Kultur zu »der« Kulturwissenschaft absehen, wenn der Nivellierungseffekt solcher Vereinheitlichung ihren Gegenstand nicht entweder trivialisieren oder in derart esoterische Sphären katapultieren soll, dass der dem Geisteswissenschaftler so gern vorgeworfene Rückzug in einen Elfenbeinturm sich zur Verbarrikadierung des Kulturwissenschaftlers in eine elfenbeinerne Festung jenseits aller aktuellen kulturellen Realität hypertrophiert. Statt Aufbau und Pflege eines neuen kollektiven Phantasmas zu leisten, in dem Differenzbildung immer erst der zweite Schritt, der mit diesem Schritt verlassene

1 Böhme, Hartmut: »Die Literaturwissenschaft zwischen Editionsphilologie und Kulturwissenschaft«. In: Bentfeld, Anne/Delabar, Walter (Hg.): *Perspektiven der Germanistik. Neue Ansichten zu einem alten Problem*. Opladen 1997, S. 32–46, hier S. 32.

2 Böhme: Die Literaturwissenschaft zwischen Editionsphilologie (s. Anm. 1), S. 43.

Urgund kultureller Sinnstiftungen aber per se homogen und deswegen auch entweder auf dem Weg der Objektwahl oder auf demjenigen übergreifender Theorieentwürfe homogen restituierbar ist, muss die kulturwissenschaftliche Arbeit ihren Gegenstand dort sichern, wo Kultur sich als ebenso multizentrisches wie multirelationales Gefüge unterschiedlicher Wissensformationen manifestiert; dort also, wo nicht die implizite oder explizite Hierarchisierung von Forschungsobjekten – ›der‹ Geschichte, ›der‹ Ethnologie, ›der‹ Germanistik – in Frage steht, sondern wo sich anhand der je fachspezifischen Interdependenzen von Problem und Problemlösungsstrategie Erkenntnisse über Interdependenzen zwischen Arten des Umgangs mit Wissen gewinnen lassen. Es gilt daher, die Räume zwischen unterschiedlichen Wissensfeldern als eigentliche Orte der Konstitution von Kultur aufzusuchen und so das Phänomen eines Prozesses zu beschreiben, der Kultur als Effekt einer an den Grenzen zwischen Eigenem und Anderem entstehenden, in beweglichen Mischungsverhältnissen aus Durchlässigkeit, Aneignung und Abweisung ausgetragenen Spannung hervortreibt.

II.

In der Geschichte der Germanistik lässt sich überraschend genau nachzeichnen, dass ihre Ursprungsform, die germanistische Editionsphilologie, in den Jahrzehnten ihrer Entstehung und institutionellen Selbstbegründung um 1800 Ausgangspunkt und Spielraum einer methodischen und als methodischer immer auch kulturtheoretischen Selbstreflexion des Faches gewesen ist, die strukturell bereits die oben skizzierten Überlegungen zur Kulturwissenschaft enthält.³ Es ist diese Tradition, von der aus eine reflektierte Sicherung kulturwissenschaftlicher Verfahren und ihres Gegenstandes vor allem durch die Germanistik gestützt, weiterentwickelt und als übergreifende Wissenschaftspraxis implementiert werden kann. Wie keine andere hat die Textkritik im deutschen Sprachraum sich stets auf das – je historisch aktuelle – Konzept ›Kultur‹ bezogen, aus diesem Konzept ihr Argumentationsmaterial rekrutiert und umgekehrt die auf der Grundlage solcher Argumente erarbeitete Substanz in die Kultur eingespeist; und wie kaum ein anderes Fach überhaupt hat sie dabei eine permanente aktive Auseinandersetzung mit den kulturellen Bedingungen und Möglichkeiten ihrer Tätigkeit betrieben – bis ihre Professionalisierung durch Leitfiguren wie Jacob Grimm das einst für die Editionsphilologie konstitutive kulturhistorische Problembewusstsein so gründlich aus ihrer Arbeit herausgelöscht hat, dass die Folgen dieser Löschung eine unauf-

3 Die im folgenden angestellten wissenschaftsgeschichtlichen Überlegungen bewegen sich in weiten Teilen vor dem Hintergrund der exzellenten Studie von Wegmann, Nikolaus: »Was heißt einen ›klassischen Text‹ lesen? Philologische Selbstreflexion zwischen Wissenschaft und Bildung«. In: Fohrmann, Jürgen/Voßkamp, Wilhelm (Hg.): *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert*. Stuttgart/Weimar 1994, S. 334–450.

lösliche Spannung zwischen Geschichtsverzicht und gesellschaftlichem Relevanzanspruch in die Editionsphilologie und, von ihr ausstrahlend, in die gesamte Germanistik einsprengten. Heute fragt kaum mehr ein Editionsprojekt konsequent nach den historischen Voraussetzungen und Konsequenzen seiner Gegenstandswahl und seines Vorgehens und unterlässt damit diejenige Form der Kommunikation, anhand derer die Kluft zwischen Einzeldisziplin und Kulturwissenschaft durch die gegenseitige Anweisung beider aufeinander zu überbrücken wäre.

Diese Unterlassung besitzt im Gründungstext der editionsphilologischen Textkritik insofern ein Vorbild, als auch Wolf in den *Prolegomena* nirgends explizit macht, in welchem Ausmaß Methode und Erkenntnisinteresse seiner Arbeit selbst historisch determiniert sind. Die »angemessene fortlaufende und nach sicheren wissenschaftlichen Gesetzen geführte *Durchmusterung des Textes*«⁴ allerdings, die Wolf in der Begleitschrift zu seiner Neuedition von *Ilias* und *Odysee* für den Schulgebrauch exemplarisch durchführt, um zu beweisen, dass »wir [...] diesen ganzen zusammenhängenden Text und die Liederreihe zweier in sich geschlossener Gedichte nicht eigentlich dem Dichtergenie des Mannes, dem wir sie gewöhnlich zuschreiben, sondern vielmehr der Kunstfertigkeit eines gebildeteren Zeitalters und den vereinten Bemühungen vieler verdanken«⁵, legt unverkennbar Maßstäbe an, die einerseits an einem selbst historisch geschärften Erkenntnisinteresse des Philologen und andererseits am kulturtheoretisch fundierten Menschenbild der Spätaufklärung gewonnen sind. Wolfs Begründung für eine multiple Verfasserschaft der beiden Epen geht von dem Befund aus, dass Homer zusammen mit anderen Kulturtechniken wie der des Kochens, der Malerei oder der Reitkunst auch die der Schrift noch nicht gekannt haben könne,⁶ gewinnt aber ihre eigentliche Durchschlagskraft an jener Objektivierung menschlicher Möglichkeiten und Grenzen, mit der die Aufklärung dem christlichen Mythos vom Menschen als Instrument Gottes den Entwurf des mündigen Subjekts entgegengesetzt hatte:

»Geben wir immerhin dem Homer ein vom Himmel verliehenes Dichtergenie [...]; er gelte uns als derjenige, er mit seinem Genie alle anderen überragt, und in einer fast übernatürlichen Weise durch Verfeinerung und allseitige künstlerische Vervollendung auf der höchsten Höhe steht, – aber auch solch einem Menschen kann man nicht eine Leistung zuschreiben, welche die Fassungskraft des Menschengeschlechts übersteigt und zu deren geistiger Verarbeitung ihm Ort, Stoff und Grundlage fehlen [...].«⁷

Das aufgeklärte Wissen um die »Fassungskraft des Menschengeschlechts« wendet sich hier konsequent gegen die eine Position, an der das mündige

4 Friedrich August Wolfs *Prolegomena zu Homer*. Ins Deutsche übertragen von Hermann Muchau. Leipzig o. J., S. 60.

5 Wolf: *Prolegomena zu Homer* (s. Anm. 4), S. 92.

6 Wolf: *Prolegomena zu Homer* (s. Anm. 4), S. 120–124.

7 Wolf: *Prolegomena zu Homer* (s. Anm. 4), S. 138.

Subjekt sich im ausgehenden 18. Jahrhundert selbst mythologische Qualitäten zugeschrieben hatte, die Position des Autors als idealiter unbegrenzt produktivem Genie, und löst damit eine Debatte aus, in deren Verlauf die Figur des blinden Sängers Homer als Effekt zeitgenössischer Selbststilisierungsbedürfnisse zutage tritt.

Wenn daher Wolf 1807 in seiner *Darstellung der Alterthums-Wissenschaft* einen Kulturbegriff propagiert, der erst die Produktion ästhetischen Überschusses in Form von Literatur und Kunst als eigentlichen Ausweis der Kultiviertheit einer Nation anerkennt, sucht er den Gegenstand seiner philologischen Arbeit wie in den *Prolegomena* faktisch genau dort auf, wo diese Arbeit selbst statthat: Völker wie »Aegyptier, Hebräer, Perser und andere Nationen des Orients« unterscheiden sich von Griechen und Römern darin, dass »die erstern gar nicht oder nur wenige Stufen sich über die Art von Bildung erhoben, welche man *bürgerliche Policing* oder *Civilisation*, im Gegensatz *höherer eigentlicher Geistescultur*, nennen sollte«, da diese »Art von Bildung«, so Wolf, keine »*Litteratur*« schaffe, »d. i. einen Vorrath von Schriften, worin nicht eine einzelne Kaste nach amtlichen Zwecken und Nothdurften, sondern jeder aus der Nation, welcher bessern Einsichten vertrauet, Beiträge zur Aufklärung der Zeitgenossen darlegt«⁸ – das Wort »Aufklärung« markiert hier mit entlarvender Prägnanz den Standort des Philologen als den eines Kulturchauvinismus, der die Bildungsideologie des 18. Jahrhunderts mit ihrer eben erst in den Prozess einer umfassenden Alphabetisierung der Bevölkerung eingetretenen Verabsolutierung abendländischer Schriftkultur ebenso umstandslos wie normativ auf die Projektionsfläche des griechisch-römischen Altertums überträgt.

Ohne seinerseits explizit die Historizität seines Tuns zu reflektieren, öffnet Wolf in derartigen Passagen die objektivierende Textkritik doch bereits auf jenen Aspekt des philologischen Verfahrens hin, den Friedrich Schlegel zur gleichen Zeit zur Anschlussstelle des Philologen an seine Gegenwart ausformuliert. Zielt auch Wolf zweifellos darauf ab, durch die Abgrenzung seiner Überlegungen zu Homer vom zeitgenössischen Literaturverständnis jedem Verdacht auf eine Verzerrung seiner Ergebnisse entgegenzuwirken, um die wissenschaftliche Gültigkeit seiner »Beiträge zur Aufklärung der Zeitgenossen« desto unangefochtener in den Horizont des Wissens um 1800 einschreiben zu können, so deutet Schlegel ausdrücklich auf die Verwurzelung philologischer Erkenntnis in ihrer eigenen Geschichte hin: »Der Unterschied des Klassischen und Progressiven ist *historischen* Ursprungs. Darum fehlt er den meisten Philologen«⁹, so setzt das erste seiner 1797 entstandenen Fragmente zu einer *Philosophie der Philologie* ein. Wolf beginne zwar »ein wenig zu historisieren. Doch lange nicht genug«; Anliegen der Philologie müsse es sein,

8 Wolf, Friedrich August: *Darstellung der Altertumswissenschaft nach Begriff, Umfang, Zweck und Wert. Museum der Alterthums-Wissenschaft*. Hrsg. von F. A. W. und Philipp Buttmann. Bd. 1. Berlin 1807, S. 16 f.

9 Schlegel, Friedrich: »Philosophie der Philologie«. Hrsg. von Josef Körner. In: *Logos* 17 (1928), S. 1–72, hier S. 16.

gerade auch das prozessual fortschreitende Element des Geschichtsverlaufs mit in die philologische Tätigkeit einzubeziehen: »*Der Zweck der Philologie ist die Historie*«¹⁰, und ihre Funktionsbedingung das Bewusstsein, dass sie selbst »[a]ls Wissenschaft [...] Theil der Geschichte«¹¹ ist.

Schlegel legt damit offen, dass das formalmethodische Verfahren objektivierender Textkritik, wie Wolf es zu systematisieren unternommen hatte, stets auch hermeneutisches Verfahren ist, das einer Textauslegung also, die jederzeit den Standpunkt des Beobachters mit in die Ergebnisse der philologischen Arbeit einträgt. »Grammatik ist nur Mittel, aber Fundament«¹², konzidiert Schlegel zwar, stellt aber zugleich fest, dass grammatische Kritik und Hermeneutik »*absolut* unzertrennlich dem Wesen nach«¹³ seien:

»Ist die Hermeneutik nicht auch eine Art der Kritik? oder giebt es nicht wenigstens auch eine *hermeneutische Kritik*? Der Gebrauch der hermeneutischen Materialien (historische Erläuterungen) und Organe (Grammatik pp) ist eine *Kunst*, nicht Wissenschaft, und zwar nicht eine Werke bildende sondern eine *urtheilende Kunst*, also Kritik.«¹⁴

Ist aber Hermeneutik als »urtheilende Kunst« eigentlich selbst Kritik, dann untersteht umgekehrt auch die scheinbar überzeitlich objektivierende Textkritik den Wertkriterien zeitgenössischer Urteilsbildung. Wenn Schlegel daher erklärt, es sei »inconsequent und selbst vernichtend, wenn der Philolog nicht *alle* historischen Principien gelten läßt; die gesammte Bildungslehre, mit Inbegriff der Kunstlehre, Tugendlehre, Gesellschaftslehre pp.«¹⁵, dann ist unter »alle[n] historischen Principien« nicht allein die »gesammte Bildungslehre« der Zeit zu verstehen, aus der das je in Frage stehende Textzeugnis überliefert ist, sondern auch die Bildungslehre derjenigen Zeit, in der die philologische Erschließung dieses Zeugnisses durchgeführt wird.

Die Bedeutung, die dem Philologen damit zukommt, beruht ursächlich auf einem Phänomen, das in Wolfs Altertumswissenschaft zwar noch nicht als bewusst gemachtes Inzitant philologischer Tätigkeit, immerhin aber als Argument aufscheint: darauf, dass die »Bildungslehre«, innerhalb derer Schlegel auch die didaktische Funktion des Philologen lokalisiert, zugleich Motor und Resultat der europäischen Schriftkultur ist. Hatte Wolf geltend gemacht, dass die zur mündlichen Überlieferung von Homers Epen notwendige Gedächtnisleistung die Fähigkeiten des Menschen überschreite und schon deshalb der Prozess ihrer Verschriftlichung von ihrer Entstehung abgekoppelt werden müsse, so reflektiert Schlegel die damit implizierte Privilegierung der Schrift bereits bewusst: »Daß die *schriftlichen* Denkmahle so sehr die Hauptsache sind für die *φλ* muß in *historischen* Prinzipien gegründet sein«¹⁶, eben

10 Schlegel: Philosophie der Philologie (s. Anm. 9), S. 19.

11 Schlegel: Philosophie der Philologie (s. Anm. 9), S. 28.

12 Schlegel: Philosophie der Philologie (s. Anm. 9), S. 21.

13 Schlegel: Philosophie der Philologie (s. Anm. 9), S. 34.

14 Schlegel: Philosophie der Philologie (s. Anm. 9), S. 45.

15 Schlegel: Philosophie der Philologie (s. Anm. 9), S. 24.

16 Schlegel: Philosophie der Philologie (s. Anm. 9), S. 30.

jenen Prinzipien nämlich, die die Realisation von Bildung um 1800 in Kunst-, Tugend- und Gesellschaftslehre unauflöslich mit dem Medium Schrift verknüpft hatten. Hatte Johann Gottfried Herder 1767 in seinen Fragmenten *Über die neuere deutsche Literatur* das »Materielle der Sprachen« als »eine große Schatzkammer« bezeichnet, »in welcher die Kännntnisse aufbewahrt liegen, die dem ganzen Menschengeschlechte gehören«, und einen »wahr[e] Sprachweise[n]« gefordert, der diese Kenntnisse erschließen könnte – »Das würde die Semiotik sein, die wir jetzt bloß dem Namen nach in den Registern unserer philosophischen Enzyklopädien finden: eine Entziefierung der menschlichen Seele aus ihrer Sprache«¹⁷ –, so besetzt Schlegel die Leerstelle dieses imaginären »Sprachweisen« nunmehr mit der Figur des Philologen: »Die Interpretationskunst kann sich nur an *semiotischen* Werken in vollem Lichte zeigen«,¹⁸ da aber die Semiotik zuallererst ein Effekt der Konstellierung und Fixierung von Sinneinheiten durch die Schrift ist, obliegt die »Entziefierung der menschlichen Seele« und damit die Ingangsetzung kultureller Sinnstiftungsprozesse dem, der als Philologe »Interpretationskunst« am Text betreibt.

Anhand der methodischen Gegenüberstellung von Kritik und Hermeneutik und der ihr korrespondierenden methodologischen Paarbildung von Kunst und Wissenschaft umkreist Schlegel ein Problem, das Wolf ausspart, die Frage nämlich, wie ein Verfahren, das selbst innerhalb der Geschichte steht, überzeitlich objektiviert werden, wie mithin ein Befund, der die historische Verfasstheit eines Sachverhalts zum Gegenstand hat, sich als absoluter Befund darstellen lassen könne. Die Quadratur dieses Kreises gelingt Schlegel schließlich durch den Entwurf der Philologie als einer zu generalisierenden Kulturpraxis: »Für wen *φλ* als Kunst und Wissenschaft ist; erst am Ende der Untersuchung auszumachen. Wohl für *alle* Gebildete«,¹⁹ heißt es zunächst noch vorsichtig, wenig später aber findet sich im Ausblick auf die arabische, chinesische und indische Literatur die Feststellung: »Das Daseyn einer wahren *φλ* Beweis für die *Kultur* eines Volks.«²⁰ Schlegel vermittelt hier Kritik und Hermeneutik, Kunst und Wissenschaft im Zeichen eines Kulturbegriffs, der auf der romantischen Kunstlehre von der progressiven Universalpoesie aufruht. Er untersteht dem Prinzip eben der Selbstreflexivität, die Schlegel dem Philologen abfordert: Wenn Kultur sich als eine unendlich rekursive Bewegung, in nicht abschließbarer Potenzierung kommunikativer Metaebenen vollzieht, dann ist der Philologe eigentlicher Sachwalter der Praxis, die eine solche Potenzierung erst ermöglicht. »Die Philologie ist kein Aggregat von

17 Herder Johann, Gottfried: »Über die neuerer deutsche Literatur«. In: Bollacher, Martin/Brummack, Jürgen/Gaier, Ulrich/Grimm, Gunter E./Irmischer, Hans Dietrich/Smend, Rudolf/Wallmann, Johannes (Hg.): *Johann Gottfried Herder. Werke in zehn Bänden*. Bd. 1: *Frühe Schriften 1764–1772*. Hrsg. von Ulrich Gaier. Frankfurt 1998 (= Bibliothek deutscher Klassiker; ##), S. 553.

18 Schlegel: Philosophie der Philologie (s. Anm. 9), S. 30.

19 Schlegel: Philosophie der Philologie (s. Anm. 9), S. 31.

20 Schlegel: Philosophie der Philologie (s. Anm. 9), S. 33.

Wissenschaft, sondern ein *Ganzes*: aber kein logisches, sondern ein *technisches*,²¹ das Ganze einer Technik, die in zwar nicht logisch, im Namen der Kunst aber immerhin technisch fassbarer Ambivalenz zwischen Objektivierung und Verzeitlichung selbst kulturkonstitutiv wirksam ist.

In den Vorlesungen, die August Boeckh ab 1809 in Berlin und ab 1810 dann an der dort neugegründeten Universität hält, gerät diese Idee der Philologie als einer Praxis gegenwartsbezogener kultureller Sinnstiftung zum integralen Bestandteil ihres institutionellen Selbstbewusstseins. Boeckh grenzt die Philologie zunächst nachdrücklich von den Altertumswissenschaft ab, mit der Begründung, dass die Philologie diese zwar einbegreifen könne, die Altertumswissenschaft selbst aber in ihrer Fixierung auf die uneinholbare historische Alterität ihres Gegenstandes das Wesen der Philologie verfehle: »[...] die alte Zeit [ist] ohne die neuere als ihr Complement nicht verständlich; niemand kann das Alterthum aus sich ergründen ohne die Anschauung des Neueren«²². Und mit ähnlichem Nachdruck weist Boeckh insgesamt jede reduktionistische Identifikation der Philologie mit Altertums- oder Sprachwissenschaft, »Polyhistorie« oder der »rein formale[n] Uebung« der Kritik, Literaturgeschichte oder »Humanitätsstudium« ab: »Aus allen solchen Bezeichnungen, wie die sechs angegebenen sind, erkennt man nicht, was Philologie ist oder sein sollte, sondern nur wie groß bei den Philologen der Mangel des Nachdenkens über ihr eigenes Studium ist.«²³

Auch Boeckhs eigener Versuch, zu bestimmen, »was die eigentliche philologische Tätigkeit ausmacht«²⁴, setzt, ohne Herders Namen ausdrücklich zu nennen, an dessen Idee einer »Entziefierung der menschlichen Seele aus ihrer Sprache« an. Boeckh reformuliert diese Idee zu einem Argument, mit dessen Hilfe er die Philologie wie Schlegel im Kernbereich menschlicher Kultur verankert:

»Der menschliche Geist theilt sich in allerlei Zeichen und Symbolen mit, aber der adäquateste Ausdruck der Erkenntnisse ist die Sprache. Das gesprochene oder geschriebene Wort zu erforschen, ist – wie der Name der Philologie besagt – der ursprünglichste philologische Trieb, dessen Allgemeinheit und Nothwendigkeit auch schon daraus klar ist, weil ohne Mittheilung die Wissenschaft überhaupt und selbst das Leben übel berathen wäre, so daß die Philologie in der That eine der ersten Bedingungen des Lebens, ein Element ist, welches in der tiefsten Menschennatur und in der Kette der Cultur als ein ursprüngliches aufgefunden wird.«²⁵

Boeckh geht hier bereits selbstverständlich davon aus, dass Kommunikation insofern immer auch Metakommunikation ist, als ihr Funktionieren ursächlich von Auslegungsbewegungen abhängig ist, dass also die »Mittheilung«,

21 Schlegel: *Philosophie der Philologie* (s. Anm. 9), S. 22.

22 Boeckh, August: *Enzyklopädie und Methodenlehre der philologischen Wissenschaften*. Hrsg. von Ernst Bratuschek. Erster Hauptteil: *Formale Theorie der philologischen Wissenschaft*. Darmstadt 1966, S. 6.

23 Boeckh: *Enzyklopädie und Methodenlehre* (s. Anm. 22), S. 7 ff.

24 Boeckh: *Enzyklopädie und Methodenlehre* (s. Anm. 22), S. 6.

25 Boeckh: *Enzyklopädie und Methodenlehre* (s. Anm. 22), S. 11.

wenn sie glücken soll, stets auch die Verständigung über die Codes beinhaltet, derer sie sich bedient. Philologie als Erforschung des gesprochenen oder geschriebenen Worts ist damit *die* generalisierte Kulturpraxis schlechthin, eine Praxis, die ihren Bildungseffekt auf den Philologen – »die Philologie soll den ganzen Menschen in Anspruch nehmen und alle seine Fähigkeiten vielseitig ausbilden« – idealiter auf den Menschen schlechthin auszuweiten hat: »[...] zur Humanität gehört [...], dass die Kritik, belebt von [...] höheren Bestrebungen, sie selbst erst reinige und vor Abgeschmacktheit und Platitude, vor Excentricität, leerem Phantasiespiel und Selbsttäuschungen bewahre [...]«.²⁶ Philologie also ist letztlich nicht weniger als ein die zeitgenössischen gesellschaftlichen Diskursgefüge durchherrschendes Regulativ kultureller Selbstverständigung.

Die mit dieser Auffassung einhergehende Entgrenzung philologischer Arbeit vom literarischen zu virtuell jedem Zeugnis sprachlicher Kommunikation einschließlich der Staats- und Naturwissenschaften wirft zwangsläufig die Frage auf, »ob die Philologie hiernach ein eigenthümliches Wissen hat oder nicht, da sie ja in ihrem Gegenstande mit der Philosophie und den speciellen Wissenschaften zusammenzufallen scheint«.²⁷ Boeckh diagnostiziert solch »eigenthümliches Wissen« der Philologie in einem Urteilsvermögen, das zwar Bestandteil der »emendirenden Kritik« – des formalmethodischen philologischen Vorgehens – ist, dieses aber bereits im Akt seiner Anwendung übergreift und sich demgemäß nicht über den Gegenstand selbst, sondern über eine spezifische Art des Umgangs mit ihm definiert:

»Es ist [...] zunächst die Forderung diese, das Fremde als Eigenwerdendes zu reproduciren, so dass es nichts Aeusserliches bleibe, wodurch eben auch der Aggregatzustand der Philologie aufgehoben wird; zugleich aber auch über diesem Reproducirten zu stehen, so dass man es, obgleich es ein Eigenes geworden, dennoch wieder als ein Objectives gegenüber und ein Erkennen von dieser zu einem Ganzen formirten Erkenntnis des Erkannten habe, was dann dahin führen wird demselben in dem eigenen Denken seinen Platz anzuweisen und es mit dem Erkannten selbst auf gleiche Stufe zu stellen, was durch die Beurtheilung überhaupt geschieht. In dieser Beurtheilung, nicht in der wiederherstellenden Kritik liegt das Denken des Philologen, wie alles Denken über ein Gegebenes urtheilen ist.«²⁸

Die philologische Arbeit besteht demnach nicht einfach aus der Sicherung eines historisch und/oder disziplinär abgegrenzten Textkorpus durch die »wiederherstellende Kritik« von Wolfschem Schlage, sondern daraus, solche Kritik selbst als Bestandteil des Kulturprozesses zu begreifen und sie auf ihre Rolle darin zu untersuchen – die Sicherung eines disziplinären Befundes erfolgt also immer auch als Beschreibung seiner Beziehung zu anderen Disziplinen und ist sich zugleich dessen bewusst, dass die Beziehung zwischen

26 Boeckh: *Enzyklopädie und Methodenlehre* (s. Anm. 22), S. 14.

27 Boeckh: *Enzyklopädie und Methodenlehre* (s. Anm. 22), S. 19.

28 Boeckh: *Enzyklopädie und Methodenlehre* (s. Anm. 22), S. 20.

Texteinzelnem und Kulturganzem selbst wesentlich prozessual und damit sowohl systematisch als auch historisch beweglich ist.

Kraft dieser Beweglichkeit erstattet die Philologie des frühen 19. Jahrhunderts dem Umgang mit literarischen Texten die gesellschaftliche Wirksamkeit zurück, die ihm im Jahrhundert zuvor verloren gegangen war: Hatte die Erhebung der Ästhetik zu einem eigenständigen Mehrwert literarischer Texte durch Alexander Gottlieb Baumgartens *Aesthetica* (1750/58) diese in die Autonomie der Kunst entlassen, so war damit zugleich der Anspruch solcher Texte auf Welthaltigkeit in dem Maß verfallen, in dem ästhetisches als fiktionales und damit als jederzeit uneigentliches Schreiben aus den Handlungsspielräumen öffentlichen Rasonnements ausgegrenzt worden war. Der Entwurf der Philologie als einer Wissenschaft, die die kritische Auseinandersetzung mit Literatur zum Modus zur Rekonstruktion und Sicherung kultureller Identität erhebt, revidiert diesen Relevanzverlust, indem er sie im Unterschied zur Altertumswissenschaft von vornherein von der Kulturpraxis der aktuellen Gegenwart aus legitimiert. Projekte wie die von Achim von Arnim und Clemens Brentano veranstaltete Volksliedsammlung *Des Knaben Wunderhorn* (1805/06) sind dieser Idee unmittelbar verpflichtet:

»Was da lebt und wird, und worin das Leben haftet, das ist doch weder von heute, noch von gestern, es war und wird und wird seyn, verlieren kann es sich nie, denn es ist, aber entfallen kann es für lange Zeit, oft wenn wir es brauchen, recht eifrig ihm nachsinnen und denken [...]«,

so begründet Arnim in seiner Nachschrift zum ersten Teil des *Wunderhorn* das Unternehmen, dem kollektiven Gedächtnis ›Entfallenes‹ wie das Volkslied zu archivieren und dergestalt die Voraussetzungen aktuellen Selbstverständnisses bewusst und verfügbar zu halten – »Es giebt«, so die letzten Worte der Vorrede, »eine Zukunft und eine Vergangenheit des Geistes, wie es eine Gegenwart des Geistes giebt, und ohne jene, wer hat diese?«²⁹

Anschließend an Herders Insistenz auf der Bedeutung von Sprache für die Ausbildung einer solchen Identität und Schlegels Plädoyer für eine europäische Literaturgeschichtsschreibung, in der die nationalen Profile einander gegenseitig schärfen sollen, radikalisieren Arnim und Brentano die Idee philologischer Beweglichkeit, indem sie die von ihnen gesammelten Texte nicht etwa, wie Wolf, durch systematische Textkritik auf einen etwaigen ›Urtext‹ oder doch zumindest auf eine mündlich überlieferte Urform zurückführen, sondern sie vielmehr nach Maßgabe ihrer eigenen ästhetischen Vorgaben teils um-, teils sogar ganz neu schreiben. So bleibt der Bezugshorizont ihres Unternehmens zwar die historische Verwurzelung nationaler Identität und der selbsterteilte Auftrag, durch deren Rekonstruktion dafür zu sorgen, dass »Deutschland nicht so weit verwirthschaftet werde« wie die ihrer Volkslieder

29 Brentano, Clemens: »Sämtliche Werke und Briefe«. Bd. 6: *Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder*. Gesammelt von L. A. v. Arnim und Clemens Brentano. Teil I. Hrsg. von Heinz Rölleke. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1975, S. 441 f.

verlustig gegangenen Literaturen Englands, Italiens oder Spaniens,³⁰ aber sein eigentliches Ziel ist es, eine dialektische Beziehung zwischen Poesie und kultureller Identität in der Gegenwart so zu verankern: »Wisset, Künstler sind nur in der Welt, wenn sie ihr nothwendig, ohne Volksthätigkeit ist kein Volkslied und selten eine Volksthätigkeit ohne dieses [...]. Kritik ist dann ganz unmöglich, es giebt nur Bessermachen und Anerkennen«³¹, wie Arnim und Brentano die von ihnen gesammelten Lieder nicht etwa philologischer »Kritik« unterziehen, sondern sie besser machen oder anerkennen und damit selbst den Beweis für die Existenz einer lebendigen »Volksthätigkeit« antreten.

Durch dieses Paradigma der Dichtung als »Volksthätigkeit« wurde die Professionalisierung der germanistischen Philologie vor allem durch Jacob Grimm maßgeblich geprägt. In einem Brief an Arnim schilderte Brentano die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm am 22. 10. 1807 als »zwei sehr liebe, liebe alteutsche vertraute Freunde [...], welche ich früher für die Alte Poesie interessirt hatte«, und die nunmehr planen, »einst eine tüchtige teutsche poetische Geschichte zu schreiben«³². Jacob Grimm beschreibt diese Arbeit 1831 in seiner Autobiographie »als eine würdige, ernste aufgabe, die sich bestimmt und fest auf unser gemeinsames vaterland bezieht und die liebe zu ihm nährt«³³, eine Aufgabe mithin, die, a priori in der Gewissheit nationaler Identität aufgehoben, ihrerseits auf eine performative Sicherung dieser Identität durch die philologische Forschung abzielt. So emphatisch wie umstandslos wird der Gegenstand der Philologie, die durch die deutsche Sprache gestiftete Kulturgemeinschaft, hier mit dem ideologischen Programm »vaterland« identifiziert, ganz im Sinn seiner berühmten Antrittsvorlesung an der Universität Göttingen *De desiderio patriae*, »Von der Liebe zum Vaterland«, mit der Grimm im November 1830 seine Arbeit aus diesem Programm heraus vorstellte.

Ihre besondere Brisanz erlangte die nationale durch eine methodologische Abgrenzungsbewegung, die den Gegenwartsbezug des philologischen Gegenstandes – der Zeugnisse deutscher Kultur – zum »vaterland« durch eine kategorische Enthistorisierung des philologischen Vorgehens verstärkte. »Sie wollen nichts von einer historisch genauen Untersuchung wissen, sie lassen das Alte nicht als Altes stehen, sondern wollen es durchaus in unsere Zeit verpflanzen, wohin es an sich nicht mehr gehört«, kritisierte Jacob Grimm Arnims und Brentanos Arbeit am *Wunderhorn* in einem Brief an seinen Bruder Wilhelm vom 15. 5. 1809: »Sowenig sich fremde edele Tiere aus einem natürlichen Boden in einen andern verbreiten lassen, ohne zu leiden und zu

30 Brentano: *Des Knaben Wunderhorn* (s. Anm. 29), S. 409.

31 Brentano: *Des Knaben Wunderhorn* (s. Anm. 29), S. 423.

32 Arnim, Achim von/Clemens, Brentano: »Freundschaftsbriefe«. Hrsg. von Hartwig Schultze. Bd. II: 1807–1829, Frankfurt a. M. 1998, S. 467.

33 Zitiert nach: Sonderegger, Stefan: »Die Brüder Grimm – Philologie, historische Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte«. In: *Die Brüder Grimm. Dokumente ihres Lebens und Wirkens*. Hrsg. von Dieter Hennig und Bernhard Lauer. Kassel 1986 (Katalog der Ausstellung 200 Jahre Brüder Grimm; 1), S. 43–62, hier S. 45.

sterben, sowenig kann die Herrlichkeit alter Poesie wieder allgemein aufleben, d. h. poetisch; allein historisch kann sie unberührt genossen werden.«³⁴ Das Bild von der Verpflanzung »fremder edeler Tiere aus einem natürlichen Boden in einen andern« charakterisiert eine Haltung, die die Diachronie des zeitlichen Abstands zwischen Einst und Jetzt deshalb umstandlos in eine Metapher synchroner Existenz auf verschiedenen »Böden« übertragen kann, weil sie die von Schlegel, Boeckh und Arnim/Brentano betonte Verwurzelung der Philologie im Geschichtsverlauf durch das Selbstverständnis des Philologen als Repräsentant einer absoluten Grenze zwischen Eigenem und Fremdem ersetzt – und solcherart aus der Leitvorstellung, alte Texte könnten nach ihrer editorischen Aufbereitung in ihrer Alterität »unberührt genossen werden«, für die germanistische Philologie den Anspruch ableitet, eine unanfechtbare, weil vom zeitgenössischen Kulturprozess unabhängige Stellung einzunehmen.

Damit geriet die historische Differenz zwischen der Entstehungszeit des Textes und derjenigen seiner Edition zu einer Achse, an der die Tätigkeit des Philologen in zwei einander gegenseitig legitimierende Bereiche zerfiel – in den der Rekonstruktion und Beschreibung von objektiv Gegebenem, dem edierten Text, dessen richtige Erschließung ihn von allen historischen Deformationen gereinigt in die Gegenwart übertrug, auf der einen Seite und in den der Gegenwart selbst auf der anderen, in der diese Übertragung das Paradigma »vaterland« als nicht minder selbstverständlich gegeben zur Erscheinung gelangen ließ. Dergestalt ontologisiert, erledigte die historische Alterität des je bearbeiteten Textkorpus die Notwendigkeit philologischer Selbstreflexion im zweiten dieser Bereiche, da jegliche Methodenvarianz nunmehr an die Quellenlage rückgekoppelt und so die Frage nach ihrer Rolle im aktuellen Kulturprozess nicht mehr gestellt werden musste: Beschreibt und archiviert die Editionsphilologie ausschließlich Gegebenes, und zwar unter der Prämisse, dass dieses Gegebene nur entweder richtig oder falsch erfasst werden kann, dann ist ihre Rolle in der Gegenwart als die einer steten performativen Stabilisierung dessen definiert, was sich aus der richtigen Erfassung der Vergangenheit als seinerseits zweifelsfrei gegeben erkennen lässt.

Mit dieser Denkfigur implementierte Jacob Grimm im Zeichen nationalistischer Kulturgewissheit eine Binarisierung jeder durch die Philologie möglichen Erkenntnis, die sich für die Germanistik langfristig als mindestens ebenso folgenreich erwies wie ihre Professionalisierung selbst. Gereift einerseits an der Erfahrung der Napoleonischen Kriege, die das Konzept »Kultur« gerade im deutschen Sprachraum in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zum Instrument einer defensiven Identifikationsbewegung hatte werden lassen, und andererseits an den Debatten um die Gründung der Berliner Universität, in denen Wilhelm von Humboldt so nachdrücklich die For-

34 *Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit*. Hrsg. von Herman Grimm und Gustav Hinrichs. Neu bearbeitet von Wilhelm Schoof. Weimar 1963, S. 101.

derung aufgestellt hatte, eine Universität müsse ihre Zöglinge auf der ganzen Breite nationaler Kultur ausbilden und so zur Aufrechterhaltung dieser Kultur befähigen, erkaufte der Philologiebegriff Grimms sein institutionelles Durchsetzungsvermögen, indem er die prozessuale und als solche geschichtsabhängige hermeneutische Erschließung kultureller Sinnzusammenhänge zugunsten einer kompromisslosen Empirisierung der Germanistik als Textkritik deprivilegierte.

Die aus heutiger Sicht eigentlich fatale Folge des Konturengewinns, den die Germanistik damit zunächst für sich verbuchen konnte, ist dabei nicht so sehr diese Empirisierung selbst, sondern der Komplexitätsverlust, der ihrer fachlichen Identität damit verordnet wurde. Der enormen Breite verschiedener Gebiete, die zu dem Zeitpunkt, zu dem Jacob Grimm 1846 die Bezeichnung ›Germanist‹ erstmals öffentlich einführte, von dem damit beschriebenen Forscher abzudecken war – neben Sprache und Literatur auch Recht und Geschichte – entsprach auf methodischer Ebene eine Verengung, die die Arbeit des Germanisten auf eine ohne jede theoretische Reflexion zu vollziehende Faktensicherung festlegte. Für die Fachidentität ausschlaggebend wurde damit ein letztlich imaginärer Parameter: Zielte die performative Stabilisierung des Paradigmas ›vaterland‹ auf dem Weg der Textkritik realiter sehr wohl auf eben den Gegenwartsbezug, den der Philologiebegriff Grimms so entschieden eskamotierte, und war sie darüber hinaus als selbst fortschreitender Prozess nicht weniger Bestandteil des Geschichtsverlaufs als das von Boeckh propagierte urteilende Denken, so prägte nicht diese Realität der bedingten philologischen Praxis das Selbstverständnis der Germanistik, sondern das von Grimm kanonisierte *telos* der unbedingten Erkenntnis. Dieses *telos* wiederum produzierte dann seinerseits imaginäre Effekte wie etwa den »auratische[n] Wissenschaftscharakter«³⁵ Karl Lachmanns, in dem Schlegels Vorstellung von der Philologie als einer kulturanthropologischen Eigenschaft unversehens wiederkehrte: Lachmanns Reputation basierte weniger auf der souveränen Präzision seiner textkritischen Arbeit als vielmehr auf seiner Fähigkeit, diese Arbeit kraft seiner Autorität als souveräne philologische Praxis zu inszenieren, solcherart als germanistische Leitfigur des 19. Jahrhunderts das Fach mit seiner Persönlichkeit zu identifizieren und eine Auseinandersetzung mit den konzeptionellen Grundlagen der Germanistik überflüssig erscheinen zu lassen, so dass hier ausgerechnet die individuelle Historizität der Person die Geschichtsunabhängigkeit der von ihr zusammengetragenen Befunde garantierte.

Diese Spannung zwischen postulierter Enteignung und faktischer Inbesitznahme von Geschichte ist ihrerseits das Symptom jener methodologischen Entmächtigung des Integrationsvermögens, das die kulturhermeneutische Funktion philologischen als urteilenden Denkens bei Schlegel und Boeckh besessen hatte, und diese Entmächtigung ist es vor allem, die Friedrich Nietzsche 1869 mit seinem Vortrag *Homer und die klassische Philologie* kritisch

35 Wegmann: Was heißt einen ›klassischen Text‹ lesen? (s. Anm. 3), S. 409.

in den Blick nahm. Weit davon entfernt, eine echte Fachidentität zu stiften, setzt der Objektivitätsanspruch der Textkritik in seiner Abwendung von jener kulturkritischen Beweglichkeit, die die unterschiedlichen philologischen Fragestellungen und Methoden einst zusammengehalten hatte, die Heteromorphie philologischen Denkens dem Verdacht unkontrollierbarer Beliebigkeit aus:

»[...] daß die Philologie aus mehreren Wissenschaften gewissermassen geborgt und wie ein Zaubertrank aus den fremdartigsten Säften, Metallen und Knochen zusammengebraut ist, ja daß sie außerdem noch ein künstlerisches und auf aesthetischem und ethischem Boden imperativisches Element in sich birgt,«

steht in »bedenklichem Widerstreit« zu dem »rein wissenschaftlichen Gebahren«,³⁶ das die Philologie ihrer Selbstinszenierung im Namen systematischer Textkritik zugrunde legt. Um diesen »Widerstreit« zu lösen oder doch zu relativieren, betont Nietzsche eben den Aspekt der Philologie, den Jacob Grimm zugunsten des »wissenschaftlichen Gebaren[s]« abgedrängt hatte, die Tatsache nämlich, dass die »verschiedenen Grundrichtungen derselben [...] in bestimmten Zeiten bald mit stärkerem bald mit schwächerem Nachdrucke herausgetreten [sind], im Zusammenhang mit dem Culturgrade und der Geschmacksentwicklung der jeweiligen Epoche«, dass also das in diesem »unorganischen Aggregatzustande verschiedenartiger wissenschaftlicher Tätigkeiten«³⁷ liegende Erkenntnispotential unmittelbar vom Zeitpunkt seiner Realisation abhängig ist.

Möglichkeitsbedingung solcher Realisation ist weder der Gegenstand an sich, an dem sie sich vollzieht, noch die Philologie selbst, sondern der Moment im historischen Prozess, »von wo sich der volle Strom neuer Anschauungen ergossen hat, also an dem Punkte, an dem die wissenschaftliche Einzelforschung sich mit dem Gesamtleben der Wissenschaft und der Cultur berührt«. ³⁸ Die Philologie operiert demnach gerade nicht mit einem zeitunabhängigen Instrumentarium, das sich prinzipiell jeden Gegenstandes mit derselben Ergebnissicherheit bemächtigen kann; ihr Feld ist vielmehr der Ausstrag »einer kulturhistorischen Werthbestimmung«³⁹, in der, wie erstmals an der von Wolf aufgeworfenen »homerischen Frage«, Gegenstand und Verfahren zusammenschließen:

»An Homer [...] hat die moderne Welt einen grossen historischen Gesichtspunkt [...] zuerst erprobt [...]. Hier hat man gelernt, in den scheinbar festen Gestalten älteren Völkerlebens verdichtete Vorstellungen zu erkennen, hier hat man zum ersten Male die wunderbare Fähigkeit der Volksseele anerkannt, Zustände der Sitte und des Glaubens in die Form der Persönlichkeit einzugießen [...]«,

36 Nietzsche, Friedrich: »Homer und die klassische Philologie«. In: *Nietzsche. Werke. Kritische Gesamtausgabe*. Hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. 2. Abt. 1. Bd.: *Philologische Schriften* (1867–1873). Hrsg. von Fritz Bornmann und Mario Carpitella. Berlin/New York 1982, S. 247–269, hier S. 249.

37 Nietzsche: Homer und die klassische Philologie (s. Anm. 36), S. 249 f.

38 Nietzsche: Homer und die klassische Philologie (s. Anm. 36), S. 254.

39 Nietzsche: Homer und die klassische Philologie (s. Anm. 36), S. 254.

hier also hat sich die Philologie in einem »erste[n] Experiment«⁴⁰ mit der Diagnose einer Kulturpraxis bewährt, deren Bedeutung auf die historische Relativität derartiger Praxen – auch und gerade in ihrer kulturkonstitutiven Funktion – zurückführt. Der »Mittelpunkt der homerischen Irrtümer« ist die Tatsache, dass das Sprachzeichen auch in seiner semantisch dichtesten Form, dem Namen, in einer Beziehung zu dem von ihm Bezeichneten steht, deren irreduzible Arbitrarität das Zeichen längst schon zum Projektionsraum phantasmatischer Besetzungen hatte werden lassen: »Der Name Homer hat nämlich von Anfang an weder zu dem Begriff ästhetischer Vollkommenheit, noch auch zu Ilias und Odyssee eine notwendige Beziehung. Homer als der Dichter der Ilias und Odyssee ist nicht eine historische Überlieferung, sondern ein *aesthetisches Urteil*.«⁴¹ Im Zusammenhang mit den Überlegungen Herders, Schlegels und Boeckhs gesehen, kartographiert Wolfs ›homerische Frage‹ demnach genau die Bruchlinie, die Jacob Grimms Philologiebegriff zu heilen versucht hat: die Bruchlinie zwischen ontologischer und epistemologischer Kulturauffassung, an der die Gegenstandsgewissheit des vormodernen Homer-Bildes in das moderne Wissen um die Strategizität von Zeichenhandlungen im Dienst des Kulturprozesses umschlägt – und dem Philologen um 1800 jenen Platz an zentralen Schaltstellen dieses Prozesses anweist, den die Germanistik im Lauf des 19. Jahrhunderts so programmatisch verlassen hat.

III.

Es besitzt einen gewissen paradoxalen Charme, dass die Bewegung, mit der die Editionsphilologie zur zentralen Garantin germanistischer Fachidentität geworden ist, einen Zustand hervorgebracht hat, in dem eine produktive Beziehung zwischen dieser Fachidentität und dem Konzept ›Kulturwissenschaften‹ heute grundlegend neu begründet werden muss – paradoxal deswegen, weil, wie zu sehen war, die Editionsphilologie ihre Existenz eigentlich eben einem solchen Konzept verdankt. Der Wissenschaftsbegriff, dem die Editionsphilologie sich durch ihr ›rein wissenschaftliches Gebaren‹ andient, ist an dem hegemonialen Anspruch jener drei im mittelalterlichen Universitätsmodell ›oberen‹ Fakultäten Jus, Theologie und Medizin gewonnen, die Kant in seinem *Streit der Fakultäten* 1798 als gesellschaftliche Dienstleistungsunternehmen zur Produktion von Untertanen diagnostiziert und demgegenüber die Emanzipation der Artistenfakultät aus ihrer subalternen Funktion gefordert hatte, mit dem Argument, dass allein sie die Idee einer zweckfreien Wissenschaft vertrete und mithin die einzige der vier Fakultäten sei, die als kritisches Regulativ in den Kulturprozess eingreifen könne – jenem Argument also, mit dem dann Boeckh die Philologie zu einem solchen Regulativ erklärt hatte. Resultat der Übernahme einer harmonisierenden anstelle der ursprünglich

40 Nietzsche: Homer und die klassische Philologie (s. Anm. 36), S. 255.

41 Nietzsche: Homer und die klassische Philologie (s. Anm. 36), S. 263.

kritischen Diskursverpflichtung ist es, dass die Editionsphilologie ihre Bedeutung für das Eigene des Faches ihrer Mimikry an die Wertmaßstäbe von Erkenntnismodellen verdankt, die spätestens mit Wilhelm Diltheys radikaler Polarisierung von Natur- und Geisteswissenschaften als paradigmatisch Anderes der letzteren definiert sind und, mehr noch, als solcherart Anderes maßgeblich zu der Entwicklung beigetragen haben, derentwegen die Existenz geisteswissenschaftlicher Einzeldisziplinen heute massiv unter Druck steht.

Vor diesem Hintergrund hat bereits Hartmut Böhme von der Editionsphilologie aus zwei Gründe für eine »kulturwissenschaftliche Innovation der Germanistik«⁴² genannt: Zum einen könne die Germanistik in dem Vakuum, das im Zuge der szientifizierenden Verdichtung geisteswissenschaftlicher Disziplinen zu Expertenkulturen dort entstanden ist, wo ursprünglich gesamtgesellschaftliche Sinnstiftungen ihren Ort hatten, den Entwurf einer interdisziplinären Wissenschaftskultur mitbegründen; zum anderen könne sie im aktuellen wissenschaftsgeschichtlichen Prozess einer immer weiter gehenden Auflösung dichotomischer Denkfiguren – mithin auch der der Gegenüberstellung von Natur- und Geisteswissenschaften – eben diesen Prozess von den Geisteswissenschaften aus zu einem Integrationsverfahren systematisieren und damit »die Moderation für einen interdisziplinären Diskurs bereitstellen, der aus den Einzelwissenschaften nicht mehr geführt werden kann«.⁴³ Beide Gründe gewinnen durch die oben skizzierten historischen Zusammenhänge gleichermaßen an Profil und an Gewicht, insbesondere hinsichtlich der von Böhme nicht explizit gestellten Frage, inwiefern die Germanistik solche Aufgaben einer gegenüber anderen Disziplinen besonders hervorzuhebenden Kompetenz erfüllen könnte: Dokumentiert die Geschichte der Germanistik, dass ihre Kernkompetenz – die Editionsphilologie – im Unterschied zu anderen Fächern aus einem ursprünglich entschieden kulturwissenschaftlichen und als solchem auf das bewegliche Geflecht unterschiedlichster, miteinander interagierender Formationen von Wissen abzielenden Erkenntnisinteresse erworben wurde, von dem motiviert der Philologe als Hermeneut solcher Interaktion immer auch Hermeneut seiner Zeit war, so ergibt der Rückschluss, dass eine »kulturwissenschaftliche Innovation der Germanistik« dieses Erkenntnisinteresse für einen interdisziplinär nutzbaren Umgang mit dem Instrumentarium germanistischer Editionsphilologie wiederbeleben muss.

Dann kann dieses Instrumentarium auf zwei Ebenen wirksam werden, deren Beziehung zueinander auch die dichotomische Gegenüberstellung von Rephilologisierung oder Entgrenzung der Germanistik durch die Anweisung beider Modelle aufeinander ablöst. Eine Rephilologisierung, die bei der Rückbesinnung auf die editionsphilologische Kernkompetenz der Germanistik selbstbewusst darauf verzichtet, ihre Verfahren wie ihre Ergebnisse jederzeit und ausschließlich an den Maßstäben überzeitlicher Objektivität messen zu wollen, öffnet das Fach in dem Maß auf seine kulturwissenschaftliche

42 Böhme: Die Literaturwissenschaft zwischen Editionsphilologie (s. Anm. 1), S. 41.

43 Böhme: Die Literaturwissenschaft zwischen Editionsphilologie (s. Anm. 1), S. 42.

Anschlussfähigkeit, in dem es seine eigene Geschichtlichkeit als Inzitantum und Medium einer stets an den Kulturprozess rückgekoppelten Verwaltung nicht des absoluten Ergebnisses, sondern im Gegenteil der im Kulturprozess aufbrechenden Heteromorphien begreift. So kann die Editionsphilologie, einst vor allem mit den Differenzen befasst, über die Kultur sich in der Geschichte konstituiert, dazu zurückgelangen, den Umgang mit derartigen Differenzen zu lehren; und so kann die Germanistik durch ihre Rephilologisierung zugleich auch die kulturwissenschaftliche Entgrenzung einer Fachidentität vorantreiben, deren Eigenes historisch wie strukturell die konstruktive Nutzung der Denkfigur ›Grenze‹ ist – als Ort des Übergangs zwischen Text und Kultur, wie ihn schon Wolf beschrieben hat, aber auch eben als Denkfigur, als Effekt kultureller Sinnbildungen, den als Effekt zu wissen Aufgabe und Fähigkeit des seine Einbindung in die Geschichte reflektierenden Philologen ist.

So stützt die spezifisch germanistische Ausformung der Textkritik eine Fachidentität, die zugleich im textkritischen Verfahren das Argument für ihre Öffnung auf andere Disziplinen findet. Die Auseinandersetzung des Philologen mit der Beziehung zwischen seinem Gegenstand, der zu seiner Erschließung angewandten Methode und dem historischen Standort der Anwendung, wie sie im deutschen Sprachraum stattgefunden hat, ist unauflöslich an diesen Sprach- als Kulturraum gekoppelt; fundiert durch die Sprachtheorie der Spätaufklärung und ihrer Weiterentwicklung durch die romantische Kunstlehre ebenso wie durch die Nationalisierung der Textkritik im universitären Rahmen des 19. Jahrhunderts, ist der Konnex zwischen Sprache und Fachidentität nicht nur nicht beliebig verfügbar, sondern organisatorisches Zentrum für den in dieser Sprache erfolgten Entwurf des Konzepts ›Kultur‹ schlechthin. Gleichzeitig aber enthält das Instrumentarium, das die germanistische Editionsphilologie in der ihr eigentümlichen Mischung aus historisch objektivierender Textkritik und gegenwartsbezogener Textauslegung entwickelt hat, ein bisher zwar praktisch punktuell durchaus angewandtes, kaum aber theoretisch übergreifend ausgelotetes methodisches Potential, durch dessen konsequente Nutzung das Verfahren philologischer Textsicherung sich zu einem Verfahren zur Sicherung und Auswertung komplexer kultureller Sinnstiftungsprozesse ausweiten lässt.

Der semiotische Kulturbegriff Clifford Geertz' etwa legt mit dem Begriff der »dichte[n] Beschreibung«⁴⁴ für die ethnographische Tätigkeit bereits einen Ansatz für einen derartigen Übertrag editionphilologischer Vorgehensweisen in die kulturwissenschaftliche Arbeit nahe: Die Sicherung eines Textes, die Kollationierung handschriftlicher und gedruckter Überlieferung, die Unterscheidung älterer und neuerer Arbeitsschichten und die Rekonstruktion einer Entstehungsgeschichte, anhand derer die Bedingungen für eine inhaltliche Auslegung des Textes bereitgestellt werden, ist nicht weniger »dichte Beschreibung« als das Bemühen des Ethnographen, »eine Vielfalt komplexer,

44 Geertz, Clifford: *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt a. M. 1983.

oft übereinandergelagerter oder ineinander verwobener Vorstellungsstrukturen [zu erfassen], die fremdartig und zugleich ungeordnet und verborgen sind«. ⁴⁵ Hier wie dort steht die Auffächerung komplexer Befunde in ihre Einzelteile, die Bestimmung ihres Verhältnisses zueinander und die Entschlüsselung ihrer funktionalen Verflechtungen mit anderen, ähnlich gelagerten Befunden in Frage, hier wie dort ist das Erkenntnisziel die Darstellung wo nicht eines Urtextes, so doch zumindest der Verläufe seiner Korruption, Um- und Neuschriften, und so ist es kaum ein Zufall, wenn Geertz selbst eine Verbindung zwischen Ethnographie und Editionsphilologie herstellt: »Ethnographie betreiben gleicht dem Versuch, ein Manuskript zu lesen (im Sinne von »eine Lesart entwickeln«), das fremdartig, verblaßt, unvollständig, voll von Widersprüchen, fragwürdigen Verbesserungen und tendenziösen Kommentaren ist [...]«. ⁴⁶

Dem gern gegen die Übertragungen fachspezifischer Techniken auf andere Wissensfelder geäußerte Verdacht, der solcherart erzeugte Mehrwert sei rein metaphorischer und damit unernster Art, lässt sich dadurch begegnen, dass das Wissen um die durch Übertragung überschrittene Grenze Bestandteil des an ihr gewonnenen Ergebnisses wird. Der Gewinn, der durch die Anwendung editionsphilologischer Techniken auf Felder wie das der Ethnologie und umgekehrt erzielt werden kann, entsteht an der Erkenntnis, dass die Übertragung in dem Maß, in dem sie den Gegenstand von Editionsphilologie und Ethnologie als gemeinsamen konstruiert, die Grenze zwischen beiden als Konstituens des Gegenstandes erst sichtbar macht. Weisen das vom Editionsphilologen bearbeitete Manuskript und das vom Ethnographen in den Blick genommene Bedeutungsgewebe menschlicher Verhaltensweisen strukturelle Affinitäten auf, die den gegenseitigen Methodentransfer rechtfertigen, so entsteht das Profil dieser Affinitäten und damit das handhabbare Ergebnis der Operation erst an der Nichtidentität ihrer Gegenstände: Nur deshalb, weil das Objekt des Ethnologen nicht selbst Text ist, kann die Feststellung seiner textaffinen Strukturen einen Erkenntnisgewinn bedeuten; nur deshalb, weil das Objekt des Editionsphilologen schriftlich fixiert und deshalb nicht selbst primär eine vergängliche Verhaltensform ist, kann die Feststellung seiner Verwandtschaft mit derartigen Formen auch für den geschriebenen Text aufschlussreich sein.

Weit davon entfernt, ein beliebiges methodisch-synergetisches Experiment zu sein, bezeugt Geertz' Wahl des Vergleichs zwischen Ethnographie und Editionsphilologie daher vor allem das besondere kulturwissenschaftliche Potential der letzteren. Zum Handwerkszeug der Editionsphilologie nämlich gehört, gleich ob sie den Vorgang als solchen reflektiert oder sich auf den Standpunkt der Gegebenheit des Textes zurückzieht, vor allen anderen Techniken die Fähigkeit, einen Text als solchen zu erkennen. Die Frage nach dem, was ein Text ist und was ihn gegebenenfalls zu einem solchen Forschungs-

45 Geertz: *Dichte Beschreibung* (s. Anm. 44), S. 15.

46 Geertz: *Dichte Beschreibung* (s. Anm. 44), S. 15.

gegenstand qualifiziert, ist in den vergangenen Jahrzehnten der einzige – wenngleich in seiner Wirkung durchaus weitreichende – Angelpunkt für kritische Selbstrevisionen in der Editionsphilologie gewesen; hier gründen die Debatten um das Paradigma der Autorschaft in seinen Pendelausschlägen vom Tod des Autors bis zu seiner Wiedergeburt aus dem Geist der Historie, um den Werkbegriff im Spannungsfeld zwischen Affirmation, diskursanalytischer Aufweichung und Dekonstruktion, um die Kanonisierung oder Dekanonisierung randständiger Schreibweisen und Werkprojekte, um Präsentationsformen von ›Text‹ in historisch-kritischen oder populären, Buch- oder elektronischen Ausgaben, aus publikationsteleologischer oder an der *critique génétique* geschulter prozessorientierter Perspektive – und, last not least, um die Tragfähigkeit der Textmetapher für nichtsprachliche kulturelle Sinnstiftungsverläufe, angefangen von ihrer Vereinahmung durch die Medienwissenschaft bis hin zu der an Geertz so gern angegriffenen Reduktionsformel von der ›Kultur als Text‹.

Der Umgang mit der Kategorie ›Text‹ fällt ohne Zweifel in die Kernkompetenz der Editionsphilologie, und sie fällt dort vor allem in die der germanistischen Editionsphilologie, wo diese die Frage nach dieser Kategorie von Anfang an grundsätzlich als Frage nach dem Einfluss der Rezeption von ›Text‹ auf ihn selbst auch und gerade von Seiten des Philologen in seiner Zeit gestellt hat. Das bedeutet nicht, dass die germanistische Editionsphilologie sich diese Fragen abschließend zu entscheiden anmaßen kann; es bedeutet aber sehr wohl, dass sie dazu qualifiziert ist, die Differenzen zwischen sprachförmigem Text und Textmetapher ebenso herauszuarbeiten wie die den Raum des durch Sprache definierten Textmodells durchziehenden Binnendifferenzen einerseits und die den Raum der Textmetaphorik durchziehenden medialen Differenzen andererseits – weil sie ihr Augenmerk von vornherein nicht auf den Gegenstand selbst, sondern auf seine Funktion im Kulturprozess und mithin auf die ursächliche Verknüpfung von Schrift und Kultur gerichtet hat. Allein die Tatsache, dass der Text in den Kulturwissenschaften den Status einer Leitmetapher zuerkannt bekam, die sich aus kaum einem kulturtheoretischen Entwurf mehr wegdenken lässt, verweist die Kulturwissenschaften darauf zurück, dass allen Proklamationen vom Ende der Gutenberg-Galaxis zum Trotz kulturelle Phänomene nach wie vor primär von der abendländischen Schriftkultur aus wo nicht begründet, so doch wissenschaftlich handhabbar gemacht werden. Die Rede vom Text, noch immer zumeist als Rede im Text inszeniert, durchherrscht die kulturelle Selbstverständigung heute noch auch dort, wo sie sich als kulturwissenschaftliche auf eine Metaebene jenseits der bloßen Materialitätsorientierung niederer Disziplinen zurückzieht, in mindestens demselben Ausmaß, in dem Boeckh einst den »philologischen Trieb« als regulatives Konstituens der »Kette der Cultur« diagnostiziert hatte.

Die Bedeutung der Kategorie ›Text‹ in den Kulturwissenschaften zu leugnen ist demnach ebenso unsinnig wie der von der Philologie des 19. Jahrhunderts so fortschrittsgläubig angenommene Geschichtsverzicht zugunsten einer fiktiven – und inzwischen gegen sie zurückschlagenden – ›objektiven‹ Wissenschaftlichkeit. Es ist vielmehr gerade diese Kategorie, an der die Kul-

turwissenschaft die Vereinbarung systematischer mit historisch selbstbezoglicher Tätigkeit einzuüben und fruchtbar zu machen hat, bestenfalls etwa in Modellen wie der von Christian Sinn entworfenen »Grundlegung der Entdeckungslogik in den exakten und ›schönen‹ Wissenschaften«⁴⁷ mit ihrer These von einer am Gegenstand der ›schönen‹ auch für die sogenannten exakten Wissenschaften lehrbaren gemeinsamen Heuristik. So mag die kulturwissenschaftliche Aufwertung der Editionsphilologie im positivsten Sinne auf die Identität der Germanistik eine ähnliche Wirkung ausüben wie seinerzeit Wolfs kulturwissenschaftlich fundierte Textkritik auf die Identität des blinden Sängers Homer: Wenn die Germanistik von der Editionsphilologie als Kernwissenschaft einer kritischen Kulturtextologie etabliert werden kann, die sich historisch wie systematisch als Generator selbstreflexiver Differenzbildungen begreift und dadurch ihren Anspruch auf die interdisziplinäre Tragfähigkeit ihres Problembewusstseins legitimiert, dann findet die Rephilologisierung der Germanistik als Entgrenzung der Editionsphilologie zur Kulturwissenschaft statt.

47 Sinn, Christian: *Dichten und Denken. Entwurf einer Grundlegung der Entdeckungslogik in den exakten und ›schönen‹ Wissenschaften*. Aachen 2001.